Aus zwei Festschriften.

Beiträge zum Verständnis der Analytik und der Dialektik in der
Krit. d. r. V.

Von H. Vaihinger.

Es ist eine schöne Sitte, verdienten Männern der Wissenschaft zu besonderen Anlässen wissenschaftliche Widmungsgaben in Form von Festschriften zu weihen. Man trägt solchen Männern damit einen Teil der wissenschaftlichen Dankesschuld ab, die man ihnen gegenüber fühlt. So veranstalteten Schüler, Verehrer und Freunde zum 70. Geburtstage Sigwarts (28. März 1900) und zum 80. Geburtstage Hayms (5. Oktober 1901) Festschriften dieser Art. Beide tragen den Titel: „Philosophische Abhandlungen“, die erste im Verlag von J. C. B. Mohr (P. Siebeck) in Tübingen erschienen (248 Seiten stark), die zweite im Verlag von M. Niemeyer in Halle a. S. erschienen (560 Seiten stark). An beiden Festschriften habe ich mich beteiligt; meine beiden Abhandlungen haben wichtige Punkte der Lehre Kants zum Thema. In der Sigwartfestschrift steht die Abhandlung: Kant — ein Metaphysiker? (24 S.), in der Haymfestschrift — sie ist durch Hayms unerwarteten Tod am 27. August 1901 leider zu einer Gedenkschrift geworden — die Abhandlung: Die transscendentale Deduktion der Kategorien in der 1. Auflage der Kr. d. r. V. (76 S.)¹⁾. Die erstere Abhandlung schlägt in das Gebiet der Dialektik, die zweite in das der Analytik. Indem ich von Beiden im Folgenden den Lesern der „Kantstudien“ in Form eines Auszuges eine Selbstanzeige gebe, stelle ich sie (im Widerspruch mit der chronologischen Reihenfolge) entsprechend der sachlichen Folge von Analytik und Dialektik um.

I.

Die transscendentale Deduktion der Kategorien in der 1. Auflage der Kr. d. r. V.

Aufmerksames und scharfes Studium der Deduktion A lehrt auf Schritt und Tritt, dass wir es in ihr nicht mit einer einheitlichen Darstellung zu thun haben: Kant kann dieselbe unmöglich in einem Zuge niedergeschrieben haben; aber auch, dass er dieselbe in einzelnen Absätzen,

¹⁾ Beide Abhandlungen sind auch separat erschienen.

jedoch in der jetzigen Reihenfolge der Abschnitte geschrieben habe, ist kaum möglich. Die Wiederholungen und die Widersprüche in derselben sind vielmehr derart, dass hier nicht bloss aufeinanderfolgende, sondern sogar durcheinandergeworfene Schichten angenommen werden müssen. Die Publikationen der „Losen Blätter“, der „Reflexionen“ und des „Opus postumum“ aus Kants Nachlass haben uns über die Arbeitsmethode Kants belehrt: wir finden überall einzelne kürzere oder längere Ausführungen, wobei Kant in immer neuen Ansätzen den spröden Gegenstand zu bewältigen sucht, und bei diesen neuen Ansätzen nimmt K. auf seine eigenen früheren Darstellungen fast nie Rücksicht. Er setzt fast immer wieder neu ein, ohne Beziehung auf die schon vorliegenden älteren Aufzeichnungen. Dadurch erklären sich sowohl die immer neuen Behandlungen desselben Themas, als die auffallenden Abweichungen derselben von einander. Damit löst sich auch die scheinbar streng einheitliche Deduktion A in eine Reihe „loser Blätter“ auf, welche aus sehr verschiedener Zeit stammen mögen, und welche von K. selbst bei der letzten Redaktion nur in einen losen äusseren Zusammenhang gebracht worden sind, ohne innere Durchdringung und Verschmelzung.

Dass sich dies so verhalte, war aufmerksameren Beobachtern auch früher nicht entgangen. Schon 1876 stellte Riehl in seinem „Philos. Kriticismus“ I, 377, 386 die These auf: „Die Deduktion wird nicht weniger als dreimal von verschiedenen Seiten aus in Angriff genommen und durchgeführt“; „der Gedankengang wird in verschiedenen Wendungen wiederholt“. Im Jahre 1878 hat sodann besonders B. Erdmann die Aufmerksamkeit auf diesen Umstand gelenkt (Kants Kriticismus, S. 24 ff.): „Der Beweisgang der Deduktion bildet keine fortlaufende Reihe, sondern eine viermalige Wiederholung einer und derselben Argumentation“. Jene vier einzelnen Beweisgänge seien „nur lose aneinandergeknüpft, gelegentlich sogar so, dass es scheint, als habe hier eine nachträgliche Einschaltung stattgefunden“. Elf Jahre später hat Adickes einen neuen Anlauf nach dieser Richtung hin genommen. In seiner Ausgabe der Kr. d. r. V. (1889) S. 139, S. 653—684 hat er die Deduktion A mit grossem Scharfsinn in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen gesucht: „Die Deduktion A ist aus verschiedenen, zeitlich und inhaltlich von einander getrennten, früher selbständigen Deduktionen sehr künstlich zusammengestellt“ (139), dieselbe ist „eine mosaikartige Zusammenstellung und Verschlingung verschiedener Gedanken aus verschiedenen Zeiten“. Demnach unterscheidet Adickes sieben verschiedene Deduktionen, in denen er ebenso viele verschiedene Variationen desselben Grundgedankens findet.

Meine Analyse der Deduktion A ist gänzlich unabhängig von derjenigen von Adickes entstanden und kommt im einzelnen zu ganz anderen Resultaten. Gemeinsam ist wohl das Hauptergebnis der beiden Analysen, dass die Deduktion A aus zeitlich und inhaltlich verschiedenen Schichten besteht, aber das Prinzip ihrer Sonderung ist ein anderes. Das Sonderungsprinzip ist bei mir folgendes: Kant giebt in den verschiedenen Darstellungen ganz verschiedene Schilderungen der „subjektiven Erkenntnisquellen“, Sinn, Einbildungskraft, Verstand u. s. w. Die Geologen, welche ja mit Vorliebe verschiedene Schichten der Erdrinde unter-

scheiden, haben da, wo diese nachher durcheinandergeworfen sind, zum Teil als Kennzeichen verschiedene „Leitmuscheln“ gefunden: verschiedene neptunische Schichten unterscheiden sich nach den in ihnen eingeschlossenen Muscheln, und die Verschiedenheit dieser ist der Leitfaden der Unterscheidung der Schichten. Solche „Leitmuscheln“ für die verschiedenen Schichten der Deduktion A sind die von einander sehr abweichenden Darstellungen der subjektiven Erkenntnisquellen, deren (bereits von B. Erdmann bemerkte) Verschiedenheit zwar auch schon Adickes gesehen hat, ohne dieselbe aber zum eigentlichen Unterscheidungsprinzip zu machen. Für mich aber ist jener Unterschied das einzige und entscheidende Unterscheidungsprinzip der einzelnen Schichten.

Bei der Analyse der einzelnen Abschnitte war nun eine grosse technische Schwierigkeit zu überwinden: es handelt sich um eine bequeme und kurze Kennzeichnung der einzelnen von mir unterschiedenen Abschnitte durch leicht kenntliche Chiffren. Die von mir gewählte Chiffrierung ist aus der Sache selbst herausgenommen: die drei Abschnitte, in welche Kant selbst die transsc. Deduktion A eingeteilt hat, sind mit I, II, III bezeichnet. Im I. Abschnitt, der auch in die 2. Auflage mit hinübergenommen worden ist, sind darum die der 2. Auflage angehörenden Paragrapheneinteilungen (§ 13, § 14) von mir beibehalten worden; der nicht in B herübergenommene Rest des I. Abschnittes ist sachgemäss als: I Schluss bezeichnet worden. Im II. Abschnitt wurde zuerst die Einleitung (in 2 Hälften α und β) abgetrennt; Kant selbst unterscheidet in dem Abschnitt weiterhin dann vier Nummern; ich glaube, dass kurz nach Beginn der dritten Nummer (nach dem zweiten Absatz) ein scharfer Einschnitt zu machen ist, und musste daher die dritte Nummer in α und β zerlegen. Die einzelnen Abteilungen endlich, die ich im III. Abschnitt machen zu müssen glaube, habe ich, abgesehen von der Einleitung, durch α , β , γ , δ gekennzeichnet. Die Bezeichnung der „Summarischen Vorstellung“ u. s. w. durch S rechtfertigt sich von selbst. Zur Deduktion steht in sehr naher Beziehung endlich auch schon die erste Hälfte des § 10, der noch zum „Leitfaden der Entdeckung“ u. s. w. gehört: daraus erklärt sich die Chiffre L § 10 von selbst.

Zur bequemeren Übersicht ist an dieser Stelle im Text eine Tabelle eingeschaltet: in derselben sind die einzelnen von mir unterschiedenen Abschnitte genau abgeteilt, mit Angabe der Seitenzahlen der 1. Auflage, sowie zum Teil mit den Anfangs- und Endworten der gemachten Abteilungen, nebst kurzer Charakteristik des Inhalts derselben, sowie nebst den für sie gewählten Chiffren. Auch sind dabei sogleich die 4 Schichten angegeben, in die ich jene einzelnen Abschnitte verteilen zu können glaube. (Zur Vergleichung ist die Adickes'sche Einteilung hinzugefügt worden).

Auf diese Einteilung folgt sodann als erster Abschnitt die „Kurze Analyse der einzelnen Abschnitte in ihrer Reihenfolge bei Kant“. Es ist nicht leicht möglich, aus dieser „kurzen Analyse“ noch einen kürzeren Auszug zu machen. Es wird in dem Teil gezeigt, wie die einzelnen Abschnitte bei Kant voll von auffallenden Ab-

weichungen von einander sind. Diese Abweichungen sind zum Teil von den bisherigen Autoren schon bemerkt worden, aber auch nur zum Teil; sie sind in der Abhandlung nun vollständig neben einander gestellt. Ich muss mich hier auf das Nötigste und Offenkundigste beschränken.

Des ersten Abschnittes erster Teil: „Von den Prinzipien einer transsc. Deduktion überhaupt“, der in B mit § 13 bezeichnet worden ist, operiert nur mit dem alten Gegensatz von Sinnlichkeit und Verstand. Er stellt das Problem resp. die Aufgabe der Deduktion fest, und macht dabei die Voraussetzung, dass die Verstandeskategorien nicht notwendig seien für die Gegenstände der Anschauungen. Diese Voraussetzung aber wird nachher thatsächlich zurückgenommen.

Des ersten Abschnittes zweite Hälfte: „Übergang zur transsc. Deduktion der Kategorien“, die in B mit § 14 bezeichnet worden ist, operiert ebenfalls nur mit dem Gegensatz von Sinnlichkeit und Verstand, geht aber im übrigen weit hinaus über den Inhalt des § 13: denn jetzt wird eingesehen, dass die Kategorien notwendig sind, um die Anschauungen als Gegenstände zu denken und zur einheitlichen Erfahrung zu verbinden.

Nachdem nun also immer wieder nur der alte wohlbekannte Gegensatz von Sinnlichkeit und Verstand wiedergekehrt war, findet sich nun im 1. Abschnitt der transsc. Deduktion (= I) am Schluss zuerst die neue Dreiteilung der „drei ursprünglichen Quellen, die die Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrung enthalten“: 1. Die Synopsis des Mannigfaltigen [und zwar] a priori durch den Sinn; 2. Die Synthesis dieses Mannigfaltigen durch die Einbildungskraft; 3. Die Einheit dieser Synthesis durch ursprüngliche Apperzeption. Bei allen drei wird der empirische und der transscendentale Gebrauch unterschieden.

Dies die „erste Tafel der subjektiven Erkenntnisquellen“. An ihre Stelle tritt aber schon im II. Abschnitte gleich am Schluss der Einleitung eine ganz andere, die „zweite Tafel der subjektiven Erkenntnisquellen“. Es werden wieder Sinnlichkeit und Verstand einander dichotomisch gegenübergestellt und nur der Verstand trichotomisch in drei besondere Elemente geschieden: Apprehension, Reproduktion, Rekognition. Diese drei Elemente „geben nun auch eine Leitung auf drei subjektive Erkenntnisquellen“; diese Faktoren sind als „Anschauung, Einbildung und Begriff“ bezeichnet.

Man bedenke, dass wir bisher folgende Einteilungen bekommen haben: zuerst die Zweiteilung in Sinnlichkeit (I) und Verstand (II); sodann an deren Stelle die Dreiteilung in Sinn (I), Einbildungskraft (II) und Verstand (III); dann kehrt jedoch die erste Zweiteilung in Sinnlichkeit (I) und Verstand (II) wieder, aber nun wird der Verstand im weiteren Sinn (II) in drei Teilfunktionen: Anschauung (1), Einbildung (2), Begriff (3) zerlegt (und dieses letzte Glied muss auf den Verstand im engeren Sinn zurückgeführt werden). Wir haben also zuerst eine Zweiteilung, dann eine Dreiteilung und dann eine verworrene und verwirrende Vermischung der Zweiteilung und der Dreiteilung in einer Zwei- und Dreiteilung.

In der Apprehension wird, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch der Sache nach, eine empirische und eine transscendentale Funktion unter-

schieden. Faktisch aber verschwindet der transscendentale Gebrauch in den späteren Erörterungen vollständig und die Apprehension wird dann späterhin nur noch als eine empirische Funktion in Anspruch genommen. — Die zweite synthetische Funktion ist die „Synthesis der Reproduktion“. Hier quält Kant sich und die Leser mit einem sehr gesuchten und geschraubten Nachweis, dass die gewöhnliche empirisch-psychologische Reproduktion eine transscendentale Synthesis der Reproduktion voraussetze (während bei der Apprehension der empirischen Funktion die reine nur an die Seite gesetzt wurde). Wohlbemerkt — die transscendentale Handlung wird nach Analogie der empirischen, die von der Psychologie behandelt wird, als reproduktive bezeichnet und als solche „dem transscendentalen Vermögen der Einbildungskraft“ zugeschrieben. Nachher hat K. dies fallen gelassen und die transsc. Funktion der Einbildungskraft ausschliesslich und ausdrücklich als „produktive“ bezeichnet, womit dieser ganze Abschnitt von Kant ja in A selbst schon zurückgenommen wird — nicht gerade zur Erhöhung der Klarheit und Durchsichtigkeit. Aber auch vorher, d. h. in I Schluss, in der ersten Tafel der subjektiven Quellen, ist dem ganzen Zusammenhang nach die transscendentale Einbildungskraft nur als produktive zu verstehen. Die reproduktive Einbildungskraft als transscendentale Funktion gehört nur der zweiten Tafel der subjektiven Quellen an. Aus diesem Hauptgrund unterscheidet sich die zweite Tafel der subjektiven Quellen grundwesentlich von der ersten. — Die dritte synthetische Funktion ist „die Synthesis der Rekognition“. Man sollte erwarten, dass eine empirische und eine transscendentale Rekognition unterschieden würde, dies geschieht aber nicht.

Diese 3 transscendentalen Synthesen kehren nun aber im folgenden nicht mehr in derselben Weise wieder: es tritt an Stelle davon eine verwirrende Menge abweichender Darstellungen, in Bezug auf welche ich auf meine Abhandlung selbst verweisen muss. Nur so viel sei bemerkt, dass Kant zu der ersten Tafel der subjektiven Erkenntnisquellen zurückkehrt, (speziell ist die in III Einl. aufgestellte dritte Tafel im wesentlichen identisch mit der ersten), sowie dass Apprehension, Reproduktion und Rekognition nachher nur als empirische Funktionen erscheinen.

Auf Grund dieser vergleichenden Analyse dürfen wir wohl behaupten, dass die transscend. Deduktion A absolut keine einheitliche Darstellung ist, sondern ein sehr lose komponiertes Neben- und Durcheinander verschiedener, widersprechender Darstellungen aus verschiedenen Zeiten. Die chronologische Reihenfolge der einzelnen Darstellungen festzustellen, ist natürlich nicht mit Sicherheit möglich, doch glaubte ich, in einem zweiten Abschnitt: Chronologische Rekonstruktion darüber folgende Vermutungen äussern zu dürfen, deren hypothetischer Charakter von vornherein ausdrücklich zugestanden werden soll. Sie sind aber doch vielleicht imstande, die vielen Rätsel der Deduktion A bis zu einem gewissen Grade zu lösen.

I. Schicht des transscendentalen Gegenstandes
— noch ohne die Kategorien —.

Die älteste Darstellung dürfte II, 3 β sein, d. h. die Stelle in der 3. Nummer des II. Abschnittes, welche mit den Worten beginnt: „Und hier ist es denn notwendig . . .“ (A 104—110). Für das Alter derselben spricht zunächst der auffallende Umstand, dass in ihr von der (produktiven) Einbildungskraft absolut geschwiegen wird, obwohl der Sache nach dieselbe notwendig hätte erwähnt werden müssen, wenn dieselbe eben überhaupt schon in den Kantischen Gesichtskreis damals getreten wäre. Für das hohe Alter spricht aber auch das Thema: der „Gegenstand einer Vorstellung“. In keiner der übrigen Darstellungen wird dieser Begriff erörtert, vielmehr wird er überall als bekannt vorausgesetzt. Dieser Begriff aber ist nun gerade das Thema des vielerörterten Briefes an Herz vom 21. Febr. 1772. Dasselbst wird die Frage der Beziehung der Vorstellung auf den Gegenstand in einer doppelten Richtung aufgeworfen. Für uns kommt hier zunächst nur die erste in Betracht: die Beziehung der sinnlichen Vorstellungen auf Gegenstände. Das Problem, mit dem sich der ganze Abschnitt beschäftigt, ist nun eben: worauf beruht „unser Gedanke von der Beziehung aller Erkenntnis auf ihren Gegenstand?“ (4. Abs.) Aber „Erkenntnis“ ist in diesem ganzen Zusammenhange — was man bisher ganz und gar nicht beachtet hat — überall nur die empirische; es handelt sich nicht etwa um die Frage, warum sich die reinen Begriffe, die reinen Erkenntnisse auf einen Gegenstand beziehen können, sondern es handelt sich nur um das, „was in allen unseren empirischen Begriffen überhaupt Beziehung auf einen Gegenstand . . . verschaffen könne“ (letzter Abs.) oder wie es eben daselbst heisst, um „alle Erscheinungen, sofern uns dadurch Gegenstände gegeben werden sollen“.

Im Briefe vom 21. Febr. 1772 findet Kant diese Frage noch „leicht einzusehen“. Aber bald darnach muss er zur Einsicht gekommen sein, dass diese Frage ernster zu nehmen ist, und das Resultat dieser erneuten Inangriffnahme haben wir hier in II, 3 β vor uns: die Einsicht, dass der einheitliche „Gegenstand“ einer sinnlichen, empirischen Vorstellung nichts ist, als das Gegenbild der Subjektseinheit, der transsc. Apperzeption, derart, dass wir unsere „formale Einheit des Bewusstseins“ geltend machen „in der Synthesis des Mannigfaltigen der Vorstellungen, resp. der Anschauungen“. In den sinnlichen Vorstellungen dieses Baumes, jenes Hauses steckt eben ausser dem „passiven“ Element ein aktiv-synthetischer Faktor, ein Strahl der Einheitssonne unseres Ich; ein Strahl dieser Sonne fällt auf das zerstreute Mannigfaltige der Erscheinung und es konkresziert zum einheitlichen Erfahrungsgegenstand.

Diese Objektivierung der subjektiven Erscheinung zum Erfahrungsgegenstand durch die reine Apperzeption ist nun aber, wie es weiterhin heisst, vermittelt durch „Begriffe“: man wird natürlich versucht sein, hier zunächst an die Begriffe a priori, an die Kategorien zu denken; aber gerade diese Erwartung wird getäuscht. Die Wahrnehmungen werden zur „Erkenntnis äusserer Erscheinungen“ als „Gegenstände“ durch die darin mitspielende Wirksamkeit eines allgemeinen Begriffes, z. B. des Begriffes „Körper“. Aber dies ist doch nur ein empirisch entstandener Allgemein-

begriff und nicht im mindesten etwa eine Kategorie! Von „Kategorien“ ist in dem ganzen Abschnitt II, 3 § nicht im mindesten die Rede, sondern von „Begriffen“, und überall sind dem ganzen Zusammenhang nach nur die gewöhnlichen Allgemeinbegriffe darunter verstanden. Man beachte also wohl die ganz eigentümliche Darstellung: die gewöhnlichen Allgemeinbegriffe sind es hier, welche mit der transsc. Apperzeption zusammen es verursachen, dass aus blossen Wahrnehmungen „Gegenstände“ für uns werden; diese Allgemeinbegriffe sind „Regeln“, welche die Erscheinungen „nicht allein notwendig reproducibel machen, sondern dadurch auch ihrer Anschauung einen Gegenstand bestimmen, d. i.: der Begriff von etwas, darin sie notwendig zusammenhängen“. Diese verbindende und objektivierende Einheitskraft verdanken die Allgemeinbegriffe der in ihnen wirksamen und sie allein ermöglichenden Einheit der transscendentalen Apperzeption: „die numerische Einheit dieser Apperzeption liegt also a priori allen Begriffen ebensowohl zum Grunde, als die Mannigfaltigkeit des Raumes und der Zeit den Anschauungen der Sinnlichkeit“.

In dem Abschnitt II, 3 § ist von Kategorien also noch nicht die Rede; es bedarf noch gar nicht ihrer Mitwirkung, um das Mannigfaltige zur Einheit zu zwingen. Die gewöhnlichen Allgemeinbegriffe thun jetzt diesen Dienst: sie spielen die Vermittlerrolle, sie sind die Organe, durch welche die transsc. Apperzeption jene Einheit des Mannigfaltigen hervorbringt, resp. die Objektseinheit in das getrennte Mannigfaltige hineinbringt. Die Objektseinheit ist das Gegenbild, der Widerschein, die Wirkung der Subjektseinheit. Dass aber diese Subjektseinheit sich in kategorialen Einheitsfunktionen manifestiere, davon ist absolut noch nicht die Rede. Somit löst Kant das Gegenstandsproblem in Bezug auf die sinnlichen Vorstellungen hier noch ohne Bezugnahme auf die Kategorien.

II. Schicht der Kategorien

— noch ohne die produktive Einbildungskraft —.

Aber es giebt noch eine zweite Richtung, in welcher das Problem der Beziehung der Vorstellungen auf den Gegenstand in jenem Brief aufgeworfen wird. Das erste Problem, das K. damals noch leicht nahm, betraf die „sinnlichen Vorstellungen“; das zweite betrifft die „intellektualen Vorstellungen“. Dies letztere Problem treffen wir nun auch in I § 13. Dieser Abschnitt wird so ziemlich aus derselben Zeit stammen, wie II, 3 §; doch wird man annehmen dürfen, dass II, 3 § das frühere Stück ist: Kant entdeckt zuerst, dass jenes erstere Problem — des „Gegenstandes“ der sinnlichen Vorstellungen — nicht ganz so einfach ist, als er zuerst gemeint hatte, und er macht die fundamental wichtige Entdeckung, dass der „Gegenstand“ der sinnlichen Vorstellungen nichts ist als ein Gegenbild der Subjektseinheit, der Apperzeption. Nun erst ist er auch imstande gewesen, das zweite Problem fruchtbar in Angriff zu nehmen, und den Übergang zu der Beantwortung des zweiten Problems — des „Gegenstandes“ der intellektualen Vorstellungen — haben wir in § 13 vor uns. Dieser Passus giebt erst eine Exposition des Problems, wie es Kant damals fasste — noch vor der Lösung: denn nach der

Lösung hätte er die Exposition anders gemacht. Erst allmählich wird K. zu jener grossen neuen entscheidenden Einsicht gelangt sein: dasselbe Prinzip, das die thatsächliche Beziehung der sinnlichen Vorstellungen auf ihren Gegenstand erklärt, — die Synthesis des Mannigfaltigen durch das Ich — ist ja auch imstande, die rechtmässige Beziehung der intellektualen Vorstellungen auf Gegenstände zu erklären; die intellektuellen Vorstellungen wirken eben als notwendige Mittel mit bei der Synthesis des Mannigfaltigen durch das Ich zu „Gegenständen“, und diese „Gegenstände“, bei deren Entstehung sie mitgewirkt haben, sind eben darum auch rechtmässige und zwar die allein rechtmässigen „Gegenstände“, auf welche die Kategorien sich notwendig beziehen. Jetzt muss denn auch die Einsicht gekommen sein, dass die Apperzeption, deren Wirkung die Vorstellung des „Gegenstandes“ ist, identisch ist mit dem reinen Verstand, dessen Begriffe die Kategorien sind. In dem Augenblicke, in welchem diese beiden Ströme zusammenflossen, ward der Grundgedanke der transsc. Deduktion geboren, nicht früher und nicht später. Den Niederschlag dieser Entdeckung haben wir nun in I § 14 (ohne den Schluss, der aus späterer Zeit stammt), sowie in dem mit ihm wesentlich zusammengehörigen II, Einl. α.

Nun erst wird die Darstellung II, 4 gefolgt sein. Der Abschnitt setzt selbständig und neu ein und macht den Eindruck einer von der unmittelbar vorhergehenden Auslassung ganz unabhängigen Erörterung. Nun erst wird hier der Gedanke durchgeführt, dass eben die Kategorien Einheit der Erfahrung und damit Gegenständlichkeit der Anschauungen bewirken. Jetzt wird daher auch nicht mehr von dem „transscendentalen Gegenstand“ gesprochen, der wirklich bei allen unseren Erkenntnissen immer einerlei = X ist: sondern die „Beziehung der Erkenntnis auf Gegenstände“, die Möglichkeit, „Objekte überhaupt zu den Erscheinungen zu denken“, wird nun dem erst jetzt eingeführten Mittelglied der verschiedenen Kategorien zugesprochen. Jetzt wird daher auch die Lieblingskategorie der Kausalität eingeführt. Aber immer fehlt noch die produktive Einbildungskraft; das „Radikalvermögen aller unserer Erkenntnis“ ist einzig und allein die transsc. Apperzeption.

III. Schicht der produktiven Einbildungskraft

— noch ohne die dreifache Synthesis —.

Nun erst wird zeitlich die Darstellung III β anzusetzen sein: denn erst in ihr wird die produktive Einbildungskraft eingeführt und zwar in einer Form, welche bezeugt, dass es sich um eine eben gemachte neue Entdeckung handelt, die noch den Eindruck des „Befremdlichen“ macht. Auch diese Darstellung setzt ganz neu ein, als ob nichts vorhergegangen wäre. Nunmehr werden aber die schon in II, 3 β erwähnten empirischen Funktionen der Apprehension und der Reproduktion der empirischen Einbildungskraft zugeschrieben und dieser die produktive Einbildungskraft — eben das neuentdeckte Mittelglied — gegenübergestellt.

So ziemlich aus derselben Zeit mit III β stammt nun auch offenbar III α, worin die Darstellung, welche III β von unten gegeben hatte, „von

oben“ wiederholt wird: darin wird eben auch der Hauptton auf die Kategorien, die Errungenschaft von II, 4, und auf die produktive Einbildungskraft, die Errungenschaft von III β , gelegt und der Zusammenhang beider hervorgehoben.

Wie sich hierzu die Abschnitte III δ , S, I, I Schluss, III γ , III Einl. verhalten, muss ich bitten in der Abhandlung selbst nachzusehen. Das Entscheidende für ihre Zusammenstellung ist, dass sie die Hauptsache gemein haben: die Dreiteilung: Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Apperzeption. Diese klare Dreiteilung unterscheidet diese dritte Schicht ganz scharf von der zweiten, in der die reine Einbildungskraft noch fehlt, wie von der vierten, in der sich dieselbe in die unklare dreifache Synthesis a priori auflöst.

Jene Dreiteilung ist ja am besten und übersichtlichsten dargestellt in den beiden kleinen Abschnitten I Schluss, sowie III Einl., welchen wir schon oben den Namen gegeben haben: Erste und dritte Tafel der subjektiven Erkenntnisquellen. Beide Tafeln koincidieren in den wesentlichen Hauptpunkten. Die folgende Tabelle ist daher aus beiden Darstellungen kombiniert.

Erste (und dritte) Tafel.

1. Die Synopsis des Mannigfaltigen — a priori durch den Sinn, d. h. die reine Anschauung.
2. Die Synthesis dieses Mannigfaltigen — durch die reine transscendentale Einbildungskraft.
3. Die Einheit dieser Synthesis — durch die reine transscendentale Apperzeption.

IV. Schicht der dreifachen Synthesis.

Eine total andere Einteilung der „subjektiven Erkenntnisquellen“ giebt aber nun die Darstellung II, 1—3 α nebst II Einl. β , eine neue Einteilung, welche keine organische Weiterbildung der bisherigen ist, sondern einen völligen Bruch mit derselben involviert, und daher auch zeitlich derselben ferne stehen muss. Wir brauchen zum Erweis des Gesagten bloss die neue Gliederung tabellarisch darzustellen:

Zweite Tafel.

A) Synopsis des Mannigfaltigen durch den Sinn.

B) Synthesis

- 1) Synthesis der Apprehension der Vorstellungen in der [inneren]¹⁾ Anschauung.
- 2) Synthesis der Reproduktion der Vorstellungen in der Einbildung.
- 3) Synthesis der Rekognition der Vorstellungen im Begriffe.

¹⁾ Dass es sich hier nur um die innere Anschauung handeln kann, ist ein wichtiger, aber bisher ganz überssehener Punkt. Näheres hierüber in der Abhandlung selbst.

Diese Differenz ist nun aber ausserordentlich auffallend. Früher galten Apprehension, Reproduktion und auch Rekognition als empirische Vorgänge, jetzt auf einmal stellen sich uns eben dieselben als transscendentale dar: das ist unzweifelhaft in II, 1–3 α gesagt, wo speziell die „reproduktive Synthesis“ als eine „transscendentale Handlung“ aufgeführt wird, der parallel auch die beiden anderen so gefasst werden müssen. Wie kam Kant nun hier zu dieser klaffenden Abweichung von seinen eigenen früheren Ausführungen?

Zur Erklärung hiervon muss man sich folgendes gegenwärtig halten. Kant hatte — und das war der Kern der transsc. Deduktion — unterschieden zwischen der Entstehung der Erfahrungswelt (W) durch die a priori vorhergehende vorbewusste Funktionierung der transscendentalen Einbildungskraft und Apperzeption einerseits (transsc.-unbewusst) — und zwischen der nachher erfolgenden bewussten Erfassung der Erscheinungen (W) durch die empirisch-psychologischen Funktionen der Apprehension und Reproduktion (Association) und auch Rekognition andererseits (empirisch-bewusst). Die empirisch-bewusste (analytische) Auffassung der uns empirisch gegenüberstehenden Aussenwelt als räumliche und regelmässige Erscheinungen ist erst etwas Späteres, dem schon eine ursprüngliche synthetische Gestaltung und Formung der rohen Empfindungen gerade zu jenen räumlich und gesetzlich geordneten Erscheinungen vorangegangen ist: eben die transscendental-vorbewusste Synthese, um deren Nachweis es sich in der subjektiven Deduktion handelt. Das eben ist ja das grosse *εὐρημα* der transsc. Deduktion, dass die Verstandeshandlungen — natürlich in vorbewusster Thätigkeit — die Substruktion aller empirisch bewussten Anschauung bilden müssen, dass der Verstand nicht erst die Krönung der Anschauung bilde, wie man bis dahin allgemein angenommen hatte. Darin besteht ja eben die eigenartige Umdrehung, man möchte sagen, die Umwertung aller bis dahin gültigen Erkenntniswerte durch Kant.

Jene Schilderung der transscendental-vorbewussten Schaffung der Erfahrungswelt aus dem Mannigfaltigen war aber doch nur sehr im Allgemeinen stecken geblieben; beim Versuch, dieselbe nun noch mehr ins Einzelne auszumalen, musste nun K. naturgemäss sich an das Muster der bewussten empirischen Erfassung der Erscheinungen halten, bei welcher Apprehension und Reproduktion (auf Grund der Association) eine Hauptrolle spielen. Was Wunder, dass er nun auf den Gedanken kommen musste, der empirischen Apprehension und empirischen Reproduktion gehen nun auch transscendentale Apprehension und Reproduktion — gewissermassen eine Oktave tiefer — voraus? Und so kam er doch mit einer gewissen Konsequenz zu der neuen Darstellung. So musste er dann annehmen, dass es eine reine d. h. transscendentale Synthesis der Apprehension gebe, welche sich natürlich nur in der inneren Anschauung vollziehen kann, sowie eine reine d. h. transscendentale Synthesis der Reproduktion, da auch für die unbewusste Schaffung der Erfahrungswelt die Reproduktion des apprehendierten Mannigfaltigen notwendig erscheint. Diesen beiden transscendentalen Handlungen wollte er dann noch als dritte eine der empirischen Rekognition entsprechende transscendentale Rekognition hinzu-

fügen — allein hier ging ihm selbst die Geduld aus, und er brach rasch ab.

Diese Darstellung der Erkenntnisquellen in II, 1—3 α lässt sich nun mit der früheren ganz und gar nicht vereinigen: vor allem fragt sich, welche Stellung denn nun eigentlich die früher so hochgehaltene produktive Einbildungskraft in dieser zweiten Tafel noch haben kann? Gar keine mehr! Sie ist ganz eliminiert, und damit ist der ganze frühere Gedankengang aufgegeben.

Doch genug, Kant hatte einmal die Idee jener dreifachen Synthesis gefasst; er wollte eine transscendentale Apprehension durch die innere Anschauung, sowie eine transscendentale Reproduktion durch die Einbildungskraft nachweisen; er nahm aus der Psychologie herüber, dass zur empirischen Erkenntnis ausser Apprehension und Reproduktion auch Rekognition gehöre, und wollte nun der letzteren empirischen Funktion auch eine entsprechende transscendentale Funktion an die Seite stellen: aber hier war der Parallelismus schwerer durchzuführen und da mag ihm die Erinnerung an jene Blätter gekommen sein, in denen er seinerzeit vor Jahren schon die Idee hingeworfen hatte, dass die transscendentale Apperzeption nur vermittelt der empirischen „Begriffe“ in das Mannigfaltige „Gegenstände“ hineinprojizieren könne.

So hat es also ganz den Anschein, als habe Kant hier jene alten Ausführungen über die Beziehung der Vorstellungen auf ihren „Gegenstand“, welche freilich mit seiner jetzigen Lehre nicht mehr recht zusammenstimmen wollten, wohl oder übel hier eingefügt und notdürftig — vielleicht mit einigen Änderungen und Einschiebseln — eingepasst. So mag es gekommen sein, dass hier in der dritten Nummer, unter der Überschrift: „Von der Synthesis der Rekognition im Begriff“ die älteste und die jüngste Schicht zusammengetroffen sind.

In der That sind es verschiedene Schichten, die zu unterscheiden sind, verschieden nach der Struktur und daher auch nach der Zeit; einige vielleicht plötzlichen Eruptionen ihr Dasein verdankend, andere jedenfalls langsame Niederschläge andauernder Gedankenarbeit. Aber die Schichten liegen nicht aufeinander entsprechend ihrer chronologischen Reihenfolge: sie sind „verworfen“, durcheinandergeworfen und teilweise sich durchkreuzend. Aber wenn es dem Geologen gelingt, solche Schichten mit annähernder Sicherheit zu unterscheiden und deren genetische Folge zu bestimmen, warum sollte nicht auch hier ein ähnlicher Versuch — wenn auch nur als Hypothese — erlaubt sein? —

Schliesslich folgt noch ein dritter Abschnitt: „Bestätigung der chronologischen Rekonstruktion durch den handschriftlichen Nachlass Kants“. Nach einigen orientierenden Vorbemerkungen über die „äussere und innere Entstehung der Kr. d. r. V.“ suche ich eingehend zu zeigen, dass die von B. Erdmann herausgegebenen „Reflexionen Kants“, sowie die von Reicke herausgegebenen „Lösen Blätter aus Kants Nachlass“ meine chronologische Rekonstruktion der 4 Schichten bestätigen, insbesondere auch, dass die Lehre von den drei Synthesen faktisch erst zuletzt aufgetreten ist.

Das Hauptresultat der Untersuchung ist eben, dass das Lehrstück von der dreifachen Synthesis der späteste Abschnitt ist, welchen Kant

conciptiert und niedergeschrieben hat. Dieses Resultat erhält nun aber eine eigenartige Beleuchtung durch den Umstand, dass Kant dieses Lehrstück auch nach 1781 vollständig wieder hat fallen lassen. In den Prolegomena findet sich keine Spur dieser Lehre. In der 2. Aufl. der Kr. d. r. V. aber hat Kant die Lehre von der dreifachen apriorischen Synthesis nicht bloss wie vielfach behauptet wird, nicht wiederholt, sondern ausdrücklich zurückgenommen, speciell in § 24 und § 26. Das Lehrstück von der dreifachen transscendentalen Synthesis — der Apprehension, Reproduktion und Rekognition — ist somit in der 2. Aufl. offiziell zurückgenommen. Apprehension und Reproduktion, welche in jenem Abschnitt II, 1—3 in die Sphäre der „transscendentalen Handlungen des Gemüts“ erhoben worden waren, werden wieder in das Gebiet der psychologia communis hinabgestossen und aus der Transscendentalphilosophie hinausgewiesen, in die sie sich in jenem Abschnitt unrechtmässigerweise gedrängt hatten.

Somit hat Kant sein Lehrstück von den drei transscendentalen Synthesen, wie er es zuletzt aufgestellt hatte, so auch zuerst wieder fallen lassen. Er hat es selbst also nur als einen vorübergehenden Einfall betrachtet.

II.

Kant — ein Metaphysiker?

Es sind in der letzten Zeit mehrere Versuche gemacht worden, gegen den Kritiker Kant den Metaphysiker Kant auszuspielen und damit der negativen Kritik der reinen Vernunft durch Kant — eine wirkliche und positive Metaphysik der Vernunft von ebendemselben als Ergänzung, ja als Gegensatz gegenüberzustellen. Seitdem man auf Kant's „Vorlesungen über Metaphysik“ aufmerksam geworden ist, hat sich diese Neigung allmählig gesteigert, um als kräftiger Strom — und zugleich als Gegenstrom gegen die bisher herrschende Auffassung Kants in Paulsens Kantbuch an den Tag zu treten. Die Darstellung, welche Paulsen von Kants Verhältnis zur Metaphysik gibt, ist das specifisch Neue, das Charakteristische an seinem Kantbuch; sie eben ist der Gegenstand der Controverse. Nach Paulsen ist Kants Tendenz — auch in der criticistischen Periode — auf eine positive Neubegründung der Metaphysik gerichtet gewesen. „Wenn Kant in der Kritik hin und wieder das Ansehen des Agnostikers annimmt, so tritt uns überall, wo er sich unmittelbarer mit seinem persönlichen Denken gibt, wie in den Vorlesungen und den Aufzeichnungen dafür, der echte Platoniker entgegen; und wer auf diesen nicht achtet, der wird auch den Kritiker nicht verstehen. Der transscendentale Idealismus schliesst den objectiven metaphysischen Idealismus nicht aus Kants Anschauung von der Natur des ‚wirklich Wirklichen‘ ist im Grunde zu allen Zeiten unverändert geblieben: Die Wirklichkeit an sich ein System seiender, durch teleologische Beziehungen zur Einheit verknüpfter ‚Gedankenwesen‘

die von dem göttlichen Intellect anschaulich gedacht und eben dadurch als wirklich gesetzt werden In der Kr. d. r. V. steht die negative Seite, die Bekämpfung einer falschen Begründung im Vordergrund, hier erreicht das Kantische Denken die grösste Entfernung von seinem Centrum; in den folgenden Schriften . . . tritt die ‚intelligible Welt‘ . . . als der beherrschende Mittelpunkt wieder aufs bestimmteste hervor.“

Daher hat Paulsen, entgegen allen bisherigen Darstellungen der Kantischen Philosophie, seiner neuen Darstellung einen eigenen ausführlichen Abschnitt eingefügt (S. 237—282): Die Metaphysik Kants. Er wiederholt hier, besonders S. 241—244 und S. 271—274, sowie 279—281 die obigen Aufstellungen; am prägnantesten in folgender Stelle: „Nach allem: Kant hat eine wirkliche transscendente Metaphysik. Er hält an ihr als der vernunftgemässen Weltanschauung durchaus fest; sie ist nur nicht, wie die Schulmetaphysik wollte, als a priori demonstrierbare Verstandeserkenntnis möglich . . . die Vernunft . . . führt notwendig über die Erscheinungswelt zu einer Intellectualwelt hinaus, einer Welt seiender Ideen, die durch logisch-teleologische Beziehungen verknüpft und dem göttlichen Intellect anschaulich gegenwärtig sind . . . Man sieht, das ist die Platonisch-Leibniz'sche Philosophie“. In diesem Sinne heisst der Columnentitel von S. 239: „Kant ein Metaphysiker“.

Kant — ein Metaphysiker? Kant, der „Alleszermalmer“, der Vernichter der Leibniz'schen und aller dogmatischen Metaphysik selbst ein Verfechter derselben? Kant also, der Kritiker der reinen Vernunft und aller von der reinen Vernunft ausgedachten metaphysischen Spekulationen — selbst doch auch ein solcher Metaphysiker?

Die Frage, ob Paulsen mit Recht oder Unrecht Kant als Metaphysiker darstelle, kann nicht einfach mit Ja oder Nein beantwortet werden. Mit einem einfachen Ja oder Nein ist ja dem Laien gewöhnlich am besten gedient; aber wer in den Sachen zu Hause ist, weiss, dass wir uns nicht immer mit dem einfachen Ja, ja oder Nein, nein begnügen können: die Dinge thun uns nicht immer den Gefallen, so einfach zu liegen. Also die fragliche Darstellung Paulsen's ist insofern richtig, als Kant immer, auch während der ganze Periode seines Kriticismus, daran festgehalten hat: wir müssen uns die absolute Wirklichkeit wie ein System geistiger Wesen denken, welche eine geistige Einheit in Gott bilden; viele Stellen, von denen Paulsen so ziemlich die wichtigsten angeführt hat, legen dafür Zeugnis ab. Aber seine Darstellung ist andererseits doch nicht richtig, weil er dasjenige, was Kant unter tausend Verkläusulierungen versteckt, nun seinerseits offen und nackt hinstellt. Paulsen stellt dasjenige, was Kant nur durch einen Schleier hindurchschimmern lässt, ohne diesen kritischen Schleier in das hellste Tageslicht. Der Schleier, den Kant so vor dieser intelligiblen Welt vorzieht, ist ein notwendiger Bestandteil seines kritischen Systems. Paulsen zieht den Schleier einfach weg: in demselben Augenblick ist aber auch der eigentliche Kriticismus Kants nicht mehr ganz da. Dass Kant jene intelligible Welt so discret durch den Schleier zugleich verhüllt und durch denselben verhüllenden Schleier doch wieder hindurchschimmern lässt, darin eben ist das Charakteristische seines Kriticismus zu suchen.

Ich will zum Erweis des Gesagten Kants Lehre von den „Gedankendingen“ erörtern. Es ist dies ein meines Wissens bis jetzt ganz vernachlässigtes Thema. Am Schluss der transscendentalen Analytik stellt Kant bekanntlich eine „Tafel der Einteilung des Begriffs von Nichts“ in seinen verschiedenen Bedeutungen auf. Er unterscheidet vier Bedeutungen; die erste ist: „Leerer Begriff ohne Gegenstand = *ens rationis* = Gedankending.“ „Das Gedankending . . . darf nicht unter die Möglichkeiten gezählt werden, weil es bloss Erdichtung (obzwar nicht widersprechende) ist“. Die Noumena werden ausdrücklich schon hier zu diesen *entia rationis* gerechnet. Man könnte nun sagen, Kant meine wohl, nur vom Standpunkt des Verstandes seien die Noumena *entia rationis*, also bloss „erdichtete“ Gedankendinge, aber vom Standpunkt der Vernunft aus bekommen sie ihm ein anderes Wertvorzeichen. Sehen wir daher, wie sich die transscendentale Dialektik zur Lehre von den „Gedankendingen“ stellt. Im I. Buch derselben, im 2. Abschnitt, wird die Lehre „von den transscendentalen Ideen“ entwickelt. Gegen den Schluss des Abschnittes (A 337, B 394) macht K. eine fundamentale Distinktion. Er unterscheidet ein Gedankending (*ens rationis*), „welches nur willkürlich gedacht ist“, von einem solchen, welches „durch die Vernunft notwendig vorausgesetzt wird“. Die „transscendentalen Ideen“ gehören ausdrücklich zur zweiten Gattung und machen sie vollständig aus.

Die transscendentalen Ideen sind darnach zwar notwendige Voraussetzungen der menschlichen Vernunft, aber sie bleiben doch erdichtete Gedankendinge. An einer etwas früheren Stelle desselben Abschnittes (A 323 f., B 384 ff.) drückt Kant dasselbe ebenso scharf mit anderen Worten aus: Die transscendentalen Ideen sind „Maximen“, denen niemals „in concreto“ etwas Congruentes entspricht; „die Annäherung zu einem Begriffe, der aber in der Ausübung doch niemals erreicht wird, ist eben so viel, als ob der Begriff ganz und gar verfehlet würde“, und „so heisst es von einem dergleichen Begriffe: er ist nur eine Idee“. „Ob wir nun gleich von den transscendentalen Vernunftbegriffen sagen müssen: sie sind nur Ideen, so werden wir sie doch keineswegs für überflüssig und nichtig anzusehen haben“: sie dienen dem Verstande zum Canon u. s. w. Also die transscendentalen Ideen sind erdichtete, aber notwendig erdichtete Begriffe und besitzen einen bedeutsamen Wert für die theoretische (und noch mehr die praktische) Vernunft — aber sie sind „nur“ Ideen, d. h. *entia rationis*, aber eben nicht willkürlich gemachte, sondern notwendig gedachte. (Ebenso A 327, B 384.) Man könnte nun sagen, Kant sei im Verlaufe der transscendentalen Dialektik doch über diese negativen Anfangsbestimmungen zu positiveren Endresultaten gelangt. Sehen wir uns zu diesem Zweck den „Anhang zur transscendentalen Dialektik“ an. Kant will daselbst eine „Deduktion“ der Ideen geben (A 669, B 697), eine wirkliche Deduktion, aber doch nicht ohne Weiteres eine Deduktion ihrer Wirklichkeit im Sinne der Existenz. Wir finden nämlich, dass Kant hier jene Einteilung der Gedankendinge in eine schlechte und eine gute Art mit anderen Worten wiederholt. Die Ideen werden ganz unzweideutig als *entia rationis* bezeichnet, aber Kant macht eben einen wesentlichen Unterschied zwischen einem „*ens rationis ratiocinantis*“ und einem „*ens rationis*“.

ratiocinatae“. Die Distinktion wird durch ein sehr zweifelhaftes Latein¹⁾ fixiert, aber sie ist unzweifelhaft sehr fein und findet ihre Erläuterung durch eine ähnliche Unterscheidung: am Schluss der Einleitung zur transscendentalen Dialektik (A 311, B 368) scheidet Kant die Vernunftbegriffe in zwei Gattungen: *conceptus ratiocinantes*, vernünftelnnde Begriffe, welche „durch einen Schein des Schliessens erschlossen“ sind, und *conceptus ratiocinati*, richtig geschlossene Begriffe, welche zwar niemals „ein Glied der empirischen Synthesis ausmachen, aber dessen ungeachtet objektive Gültigkeit haben“. In der Krit. d. Urte. § 74 wird derselbe Unterschied mit ähnlichen Worten gemacht: auf der einen Seite steht „ein vernünftelnnder und objektiv leerer Begriff (*conceptus ratiocinans*)“, auf der anderen Seite ein „Vernunftbegriff, ein Erkenntnis gründender, von der Vernunft bestätigter (*conceptus ratiocinatus*)“. Nach dieser Terminologie sind also die transscendentalen Ideen notwendige Vernunftbegriffe (*conceptus ratiocinati*), nicht bloss vernünftelnnde Begriffe (*conceptus ratiocinantes*). Der Empirismus, resp. der Skepticismus hatte jene Ideen für bloss „vernünftelnnde Begriffe“, d. h. für willkürlich erdachte Gedankendinge erklärt: dem Systeme de la nature sind sie phantastische, sinnlose Einbildungen (vgl. Paulsen S. 227). Diese Auffassung bekämpft Kant aufs heftigste: sie sind ihm, um mit Schiller zu sprechen, „kein leerer Wahn“. Aber vertritt er darum die entgegengesetzte Auffassung des Rationalismus resp. Dogmatismus? Mit dieser Richtung teilt Kant allerdings die Überzeugung, dass jene Ideen notwendig gedachte Begriffe sind, d. h. Begriffe, welche jede normale Menschenvernunft mit innerer Notwendigkeit denken muss, aber diese notwendig in uns und von uns gedachten Begriffe haben ihm darum doch keinen im strengen Sinn des Wortes absolut-objektiven Realitätswert, sondern nur einen subjektiven Wert als Mittel zur ideellen Abrundung des Weltbildes.

Man kann den tiefsten Unterschied des Criticismus Kants vom Dogmatismus so formulieren: Kant hat, im Gegensatz zum rationalistischen Dogmatismus, gelehrt: was notwendig gedacht werden muss, darf darum doch noch nicht für existierend ausgegeben werden; oder: Notwendigkeit des Gedachtwerdens schliesst nicht Notwendigkeit des Existierens ein. Wenn man sich etwas so oder so „denken“ muss, so ist dies kein Beweis, dass es auch realiter so sich verhält. So weit ich sehe, ist dieser überaus wichtige Punkt noch nicht genügend beachtet worden, obgleich er doch den Schlüssel zur Ideenlehre bildet. Denn die Ideen sind ihm eben notwendig von der Vernunft hervorgebrachte Begriffe, deren sich dieselbe nicht ent schlagen kann und soll, aber sie bleiben ihm doch *entia rationis*, wenn auch *rationis ratiocinatae* d. h. Produkte der durch kritische Selbstprüfung erst recht zur Vernunft d. h. zu sich selbst gebrachten Ver-

¹⁾ Ich bemerkte damals, es sei mir unbekannt, ob Kant in dieser wunderlichen Terminologie Vorgänger habe. Ich verdanke dem trefflichen Kenner der mittelalterlichen Philosophie, Prof. Heman in Basel, die sehr dankenswerte Ergänzung, dass dieselbe Terminologie bei den Scholastikern sehr gebräuchlich sei, und dass Kant sie als bekannt herübergenommen habe. Auch ein Beitrag zu dem noch ungeschriebenen Kapitel: Kant und die Scholastik.

nunft, aber Produkte, welche ihren Charakter als *entia rationis* behalten d. h. als leere Begriffe ohne Gegenstand. Sobald man aber diesen Sachverhalt erkennt und den transscendentalen Ideen objektiven Erkenntniswert zuschreibt, so verfällt man dem „dialektischen Schein“.

An einer bis jetzt zu wenig beachteten Stelle der Methodenlehre giebt Kant dieser Auffassung unzweideutigen Ausdruck (A 771, B 799): „Die Vernunftbegriffe sind, wie gesagt, blosser Ideen und haben freilich keinen Gegenstand in irgend einer Erfahrung . . . Sie sind bloss problematisch gedacht, um in Beziehung auf sie (als heuristische Fiktionen) regulative Prinzipien des systematischen Verstandesgebrauchs im Felde der Erfahrung zu gründen. Sieht man davon ab, so sind es blosser Gedankendinge, deren Möglichkeit nicht erweislich ist, und die daher auch nicht der Erklärung wirklicher Erscheinungen durch eine Hypothese zum Grunde gelegt werden können“. So knüpft das Ende an den Anfang an: die Vernunftbegriffe sind „blosser Gedankendinge“, und wie diese am Anfang sogleich als „blosser Erdichtungen“ bestimmt wurden, so sind sie hier zum Schluss nur „Fiktionen“. Dies also ist Kants bis jetzt nicht genug beachtete Lehre von den „Gedankendingen“.

Es ist mir natürlich sehr wohl bekannt, dass man die Wirkung dieser Stellen durch anders lautende Citate paralisieren kann: es giebt Stellen genug bei Kant, in denen er der Vernunft das Recht vindiciert, die Möglichkeit der durch die Ideen bezeichneten intelligibeln Gegenstände anzunehmen; und es giebt ausserdem noch andere Stellen, in denen er noch weiter geht, und der Vernunft das Recht nicht nur, sondern auch die Pflicht vindiciert, die Wirklichkeit des mundus intelligibilis anzunehmen. Solche Stellen mehren sich in den späteren Schriften, sie fehlen aber auch durchaus nicht in der Kr. d. r. V., wie auch andererseits bis in die spätesten Schriften hinein sich jene negativen Wendungen gelegentlich wiederholen. Man kann nun mit Paulsen in diesen negativen Wendungen „die grösste Entfernung des Kantischen Denkens von seinem Centrum“ finden (Vorr. VIII); man kann mit der Marburger Schule in der Hypostasierung der Ideen einen Abfall von der copernicanischen That Kants, von der Erkenntniskritik, erblicken. Aber weder dürfen die Anhänger dieser schärferen Richtung diese positive Tendenz bei Kant einfach leugnen, noch darf der Vertreter der conciliatorischen Richtung jene bei Kant thatsächlich vorhandene negative Tendenz unberücksichtigt lassen. Diese verschiedenen Tendenzen sind da, sie gehören zum ganzen und vollen Kant. Kant ist so reich, dass man ihm nichts zu geben hat: aber man darf ihm auch nichts nehmen, sonst macht man ihn mit Unrecht ärmer; man erkennt die Fülle seines Geistes und den Reichtum seines Denkens, wenn man einseitig nur die negative oder die positive Seite herauskehrt.

Aber wenn das der Fall ist, ist denn dann Kant nicht ein schwankendes Rohr, das im Winde der Gedanken hin und herbewegt wird? Eine solche Bemerkung macht auch Paulsen, wenn er S. 244 sagt: „Freilich hat die Metaphysik bei Kant etwas eigentümlich Schillerndes, zwischen Wissen und Nichtwissen Schwebendes; jedem: es ist so, folgt ein: das heisst, es ist eigentlich nicht so, auf das dann ein letztes: es

ist aber doch so, kommt“. Diese Schilderung als solche ist ganz zutreffend: ich würde sie nur dahin ergänzen, dass, wie Paulsen an einer anderen Stelle (S. 270) sich glücklich ausdrückt, der Verstand zu keinem „Letzten“ kommt, sondern in der Schwebelage bleibt. Aber verdient denn nun diese — nennen wir sie einfach diese — kritische Schwebelage nicht den schärfsten Vorwurf? Ist das denn — so rufen alle, welche auf Grund ihrer „festen Position“ jede, auch die schwierigste Frage mit beneidenswerter Sicherheit sofort durch ein — möglichst laut vorgetragenes — einfaches Ja oder Nein beantworten, — ist denn das überhaupt noch ein Philosoph, der so in der Schwebelage bleibt und uns zumutet, dieses Schweben mitzumachen? ¹⁾)

Ich habe nun in meiner Abhandlung gezeigt, dass es bei Platon, mit welchem Paulsen Kant so gerne mit Recht zusammenstellt, nicht anders ist, speziell wo er sich der „mythischen“ Darstellung bedient; dies geschah unter Berufung auf Tennemanns, Hegels, Baur's, Zellers und Pfleiderer's Darstellungen der platonischen Philosophie.

Was speziell Pfleiderer von Platon sagt, genau dasselbe, sogar mit denselben Ausdrücken, sagt Paulsen von Kant: beide finden bei ihrem Philosophen ein „Schillern und Schweben“, und das gerade in den entscheidenden Punkten. In den Augen aller derer, welche mit der Enge ihres Schulmeisterhorizontes die Philosophie messen, und die Philosophen meistern, ist dies natürlich ein Fehler, den sie mit Behagen dreimal unterstreichen. Wer einen weiteren Blick hat, urteilt hierin milder, ja er findet vielleicht, dass die Widersprüche, die sich bei beiden grossen Philosophen — wie auch bei andern — finden, nur das notwendige Gegenstück zu dem antinomischen Charakter der Wirklichkeit selbst sind. Ein Philosoph, der eben nur eine Seite an der Wirklichkeit ins Auge fasst, kann bei der theoretischen Bearbeitung eben dieser einen Seite leicht ohne Widersprüche auskommen. Je vielseitiger aber ein Philosoph ist — wie z. B. Platon im Gegensatz zu Democrit — d. h. je mehr Seiten der Wirklichkeit er in Betracht zieht, desto weniger wird er Widersprüche vermeiden können, wie schon Krohn und Pfleiderer mit Beziehung auf Platon richtig bemerkten.

¹⁾ Oder hat Kant nicht etwa — sagen Andere — mit seiner wahren Meinung hinter dem Berg gehalten und durch zweideutige Wendungen und Windungen seine Leser über seine wahre Meinung täuschen wollen? War er nicht ein Heuchler, der mit den Gläubigen glaubte und mit den Zweifelnden zweifelte, und sich über beide lustig machte? Solchen nicht selten gehörten Einwänden gegenüber sei hier erinnert an ein treffendes Wort von Emanuel Geibel:

Sprich nicht, wie jeder seichte Wicht,
Von Heuchelei mir stets und Lüge.
Wo ist ein reich Gemüt, das nicht
Den Widerspruch noch in sich trüge?

Und da wir schon beim Citieren von Dichtern angelangt sind, so sei noch ein berühmtes Wort von Conrad Ferdinand Meyer hier mitangeführt, das er Hutten sagen lässt am Schluss eines mit „*Homo sum*“ überschriebenen Monologes:

. ich bin kein ausgeklügelt Buch.
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Ich selbst habe in meiner Abhandlung: Zu Kants Widerlegung des Idealismus (Strassb. Abhandl. 1883, S. 138) bemerkt, dass die Widersprüche bei Kant nicht schlechterdings als ein Zeichen der Unvollkommenheit zu fassen seien, sondern als ein Zeugnis der vielseitigen Gründlichkeit, mit welcher Kant die Wirklichkeit betrachtet: „die Widersprüche bei Kant sind der Ausdruck des Ernstes, mit dem Kant die vorhandenen Gegensätze erfasste und mit dem er den Fehler vermeiden wollte, der in der einseitigen Vertretung Einer Richtung gelegen wäre; sie sind, da jene von ihm vereinigten historischen Richtungen Ausprägungen der in der Natur des Gegebenen selbst liegenden Veranlassungen sind, in letzter Linie der Ausdruck der Widersprüche, in welche das menschliche Denken überhaupt, wie es scheint, notwendig gerät“. Ich glaube, es war Carlyle, der einmal einem Unterredner, der ihm einen Widerspruch nachwies, zornig entgegenrief: „Halten Sie mich denn für einen so flachen Kopf, dass ich mir niemals widersprechen dürfte?“ Dies Privilegium darf auch Kant für sich in Anspruch nehmen: das „Schillern und Schweben“ bleibt freilich ein Mangel, aber es ist ein Mangel, der tieferen Reichtum offenbart.

Die Erinnerung an Platon kann uns noch nach einer anderen Seite hin für das Verständnis Kants nützlich sein. In Kants „Metaphysik“ spielen natürlich die „Postulate der praktischen Vernunft“ eine Hauptrolle. Paulsen weist immer wieder darauf hin, dass Kant die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, deren theoretische Begründung durch den Dogmatismus er verwarf, als notwendige Voraussetzungen für die Ethik wieder eingeführt hat. Natürlich ist auch diese Darstellung richtig; sie kann durch hunderte von Stellen belegt werden. Aber an vielen dieser Stellen macht Kant einen eigentümlichen Vorbehalt, der in Paulsen's Darstellung zurücktritt: wir müssen, sagt Kant, die Sache so betrachten, „als ob“ sie so wäre; wir müssen uns dabei der blossen „Analogie“ bewusst bleiben (vgl. z. B. Kr. d. r. V. B 594, 697—703). Gewiss giebt es auch einige Stellen, an denen er uns seine Postulate „so derb vor die Nase stellt“, wie nur je es ein Metaphysiker that; aber die meisten Stellen lauten doch sehr vorsichtig und enthalten „peinliche Verklausulierungen“, wie Paulsen selbst sagt (S. 224), ohne dieselben aber recht zur Geltung kommen zu lassen.

Was Kant so mit seiner beliebten Formel „als ob“ einführt, wie lebhaft erinnert es an manche der platonischen *μῦθοι*! Am schärfsten drückt dies in neuerer Zeit Auffahrt aus in seiner Schrift über „Die platonische Ideenlehre“ (1883), in der er in Weiterbildung Cohen'scher Anregungen zu dem Resultat kommt: „Die Unsterblichkeitsidee ist bei Plato ein ethisches, praktisches Postulat, ein regulatives Princip, dazu gesetzt, unser Handeln zu bestimmen, und wenn sie als solches nicht erkannt wird, so rührt dies daher, dass sie öfters von ihrem Zweck [eben dem praktischen Zweck] losgetrennt erscheint“ (S. 112). Also hier findet sich direkt die Vergleichung des platonischen *μῦθος* mit dem Kantischen Postulat. Das Postulat bei Kant verlangt, wir sollen so handeln, „als ob“ jene Ideen wirklich wären, wobei aber nicht ausgeschlossen bleibt, dass sie wirklich sein mögen, und dies „Mögen“ verwandelt sich bei Kant an anderen Stellen in ein „Müssen“ — auch die Postulate der praktischen Vernunft zeigen bei

Kant dasselbe „Schillern“ und „Schweben“, wie die Ideen der theoretischen Vernunft, und so ist der Vergleich der Kantischen Postulate mit den platonischen $\mu\upsilon\theta\omicron\iota$ nicht ohne weiteres abzuweisen. Die platonischen $\mu\upsilon\theta\omicron\iota$ sprechen, wie Hegel so treffend in seiner Kunstsprache sich äussert, in der „Weise des Vorstellens“, im Gegensatz zum reinen Gedanken; sie sprechen „in Gleichnissen und Ähnlichkeiten“. Diese „gleichnisweise Vorstellung“ ist auch die Art der Kantischen Postulate; auch Paulsen spricht einmal (S. 264, vgl. 270) von dem „symbolischen Anthropomorphismus“, den sie enthalten.

Paulsen hatte Kant mit Platon zusammengestellt in der Absicht, Kants Verwandtschaft mit der früheren Metaphysik aufzuweisen: wir sollten in Kant „den echten Platoniker“ nicht übersehen, sonst würden wir auch „den Kritiker nicht verstehen“. Wir erkennen die Verwandtschaft Kants mit Platon an, aber wir meinen, man könne auch den echten Plato nicht verstehen, wenn man den Kritiker in ihm übersieht. Gerade dies kritische Element aber verbindet Platon und Kant nicht minder, als das metaphysische, ja vielleicht mehr als das Letztere.

Das kritische Element bei Platon zeigt sich nun aber insbesondere darin, dass er einsieht, dass für die letzten und höchsten Probleme uns nur Metaphern übrig bleiben, oder, wie Kant sagt, Analogien. Dies Bewusstsein war eben bei Kant nicht minder stark, als bei Platon. Dem Schlagwort: „Kant ein Metaphysiker“ kann man das gleichwertige gegenüberstellen: „Kant ein Metaphoriker“.

Nachschrift, betreffend „Kantsophistik“.

In den beiden vorstehend skizzierten Abhandlungen habe ich wie schon öfters „Widersprüche“ bei Kant konstatiert. In einem der vielen Nekrologe auf Haym nun findet sich die Bemerkung hingeworfen, es sei die Art des Sophisten, überall den Widersprüchen eines philosophischen Systems aufzulauern und nachzuspüren, und dieser Art wird die fruchtbarere und einzig sachgemässe Art des kritischen Historikers gegenübergestellt, vielmehr die Motive eines Systems zu enthüllen und die Wurzeln, mit denen er in der Denkweise seiner Zeit hafte, blosszulegen. Dies habe Haym in seinen Vorlesungen über Hegel gethan.

Da die erste der beiden eben skizzierten Abhandlungen nun gerade Haym gewidmet ist, so verlohnt es sich doppelt, nun den Schatten Hayms selbst zu citieren und zu hören, was er selbst hierüber sagt. Soeben erschien ja die Autobiographie von Haym u. d. T.: „Aus meinem Leben“ (Berlin, R. Gaertner 1902). Darin äussert sich Haym selbst über sein Hegelbuch S. 255 ganz anders als der Verfasser jenes Nekrologs, gerade umgekehrt. Er sagt: „Der Philosoph mochte die Widersprüche und Denkfehler des Systems ans Licht stellen . . . dem Historiker lag eine andere Aufgabe ob: er hatte zu zeigen, dass, trotz allem, dieses verwickelte Gedankengespinnst . . . aus lauter Lebenswirklichkeit gesponnen sei“.

Wie könnte man denn auch anders urteilen? Jeder Fortschritt in der Geschichte der Philosophie ist dadurch bedingt gewesen, dass das vorhergehende philosophische System kritisch zersetzt wurde, dass seine Widersprüche aufgedeckt wurden. Wenn dies Sophistik ist, dann waren z. B. Aristoteles und Spinoza die schlimmsten Sophisten: denn jener deckte die Widersprüche im Platonismus auf, dieser die im Cartesianismus, und die Kritik dieser Widersprüche trieb sie weiter zum Fortschritt über ihre Vorgänger. Philosophisch, echt philosophisch ist also vielmehr die Aufdeckung der Widersprüche in vorhergehenden Systemen, ganz wie Haym dies charakterisiert. In einem anderen seiner Werke hat ja Haym selbst sich diese Aufgabe gestellt: in seinem Buche über Schopenhauer, von welchem er (ebendasselbst S. 285) selbst sagt: „Es galt auch dies System historisch-psychologisch zu erklären, es galt zugleich, seine zahlreichen inneren Widersprüche aufzudecken“ . . . Also die Aufdeckung der Widersprüche eines philosophischen Systems ist eben selbst eine philosophische Aufgabe, und wer sich derselben enthält, oder dieselbe verwirft, stellt sich damit selbst ausserhalb der Philosophie.

Gewiss wollte der Autor jenes auf den ersten Blick auffallenden Satzes dasselbe sagen, und nur die Eile eines Nekrologes konnte dazu führen, dass dies nicht deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Was er sagen wollte, war natürlich: jene philosophisch notwendige und fruchtbare Aufdeckung von Widersprüchen darf aber nicht zur sophistischen Konstruktion von Widersprüchen ausarten; man muss dem Philosophen die Wohlthat zu teil werden lassen, da, wo dem Buchstaben nach Widersprüche vorhanden sind, aus dem Geist des Systems heraus dieselben zu lösen — soweit dies eben geht. Da wo die Kantkritik jene Wohlthat übelwollend verweigert, kann sie zur Kantsophistik — nennen wir sie aggressive Kantsophistik — werden. Aber andererseits, wo vorhandene Widersprüche, welche auch trotz jenes kritischen Wohlwollens nicht weichen wollen und ewig nicht weichen werden, eigensinnig geleugnet werden, da entsteht eine Kantsophistik nach der anderen Seite hin, eine apologetische Kantsophistik, welche mit allen Künsten der gewagtesten Dialektik operiert, um den zum Idol gewordenen Philosophen um jeden Preis zu retten. Die Kantsophistik in diesem Sinne, welche dem Autor jenes Satzes ja ebenso unsympathisch sein muss, wie mir, verspottete gerade ein Haym am allermeisten. Auch schildert er gelegentlich die „Sophisten“ überhaupt sehr treffend (S. 101—2) und nennt sie u. A. solche, „welche gar keine Probleme kennen oder doch keine übrig lassen“ — und solche Probleme sind eben auch die Widersprüche bei Kant!

Wie gesagt, der Autor jenes Satzes wollte natürlich dasselbe sagen, was vorstehend entwickelt worden ist: diese Übereinstimmung geht auch daraus hervor, dass er selbst die Bemerkung hinzufügt, die Wirkung eines philosophischen Systems habe nie auf seiner formalen Wissenschaftlichkeit beruht. Ganz richtig. Die Wirkung eines philosophischen Systems beruht auf seinen originalen Conceptionen, auch wo dieselben untereinander — in Widerspruch stehen. So war es bei Platon und Aristoteles, so bei Cartesius, Spinoza und Leibniz, so ist es auch bei Kant. Gerade in der

zweiten der oben skizzierten Abhandlungen, die bereits vor 2 Jahren erschienen ist, habe ich selbst schon diesen Punkt deutlich ausgeführt. Oben S. 115 ist die Hauptstelle ausgezogen. Ich habe damals auch ein Wort eines anderen (ehemaligen) Hallensers beifällig dazu angeführt, nämlich ein Wort von Krohn aus seiner „Platonischen Frage“: „Wo ist die Philosophie, die als ein System gedachter und gewollter Überzeugungen noch bestehen kann, wenn man das Messer der formalen Logik an sie ansetzt? Je höher sie steht, je tiefer sie gräbt, desto zuversichtlich mehr Widerspruch in ihr“. Ganz in diesem Sinne habe ich wenigstens von jeher Kant und die „Widersprüche“ bei Kant aufgefasst.

Gerade umgekehrt aber diejenigen, welche von vornherein leugnen, dass ein Kant sich jemals widersprochen haben könne. Gerade diese ja sind es, welche an den grossen Denker und Menschen den Massstab der Widerspruchslosigkeit legen; gerade diese sind es ja, welche, indem sie jeden Widerspruch bei Kant leugnen, eben damit historische Grösse mit formaler Wissenschaftlichkeit verwechseln. Und diese Letzteren tadelt ja auch der Autor jenes für Unkundige leicht missverständlichen Satzes selbst am entschiedensten, und nennt sie mit Recht — „Sophisten“.